

DER SCHÖNE KLANG DER GROSSEN KOMPLIKATION

Das Vallée de Joux im Waadtländer Hochjura ist zwar eine Randregion, aber mit einem weltoffenen Geist. Im Tal werden exquisite, weltweit begehrte **MECHANISCHE UHREN** hergestellt, Uhren mit »Großen Komplikationen« wie Stunden- und Minutenschlägen. Die Miniaturisierung der Uhrwerke hat die Schläge zwar fast verstummen lassen. Aber elegant gearbeitete Verstärker aus uraltem Fichtenholz verschaffen ihnen mitunter doch noch Gehör

VON PAUL IMHOF [TEXT] UND ANDRI POL [FOTO]



Der Lac de Joux
beherrscht das Tal
im Hochjura –
zusammen mit
dem Grand Risoud,
dem größten
Wald der Schweiz
(Hintergrund rechts)



Im Sommer das Vieh, im Winter die Komplikation: Das Atelier der Uhrmacher-Bauern wurde um des Lichtes willen stets in der obersten Etage eingerichtet

Anachronismus und Paradox – das Vallée de Joux, ein Lebensraum der Extreme

Die Sicht von der ehemaligen Dorfschule in Le Soliat reicht nicht bis zum See, der Hügelrücken Côte du Rocheray und davor eine Käserei verdecken sie. Oft dürfte Philippe Dufour freilich kaum den Kopf so weit heben, dass er aus dem Fenster schauen kann – sein Blick bleibt gesenkt, konzentriert auf den Arbeitsplatz vor ihm. Das rechte Auge gerichtet auf winzige Objekte, die man nur dank einer Lupe präzise identifizieren und mit einer Pinzette greifen kann. Helles Licht fällt durch das Fenster auf die Fläche, auf der unter kleinen Käseglocken Uhrwerke liegen, umgeben von unzähligen Teilchen. „Das ist kein Staub,

das sind Schrauben“, witzelt Dufour, und im Mund wippt die erloschene Pfeife im Rhythmus seiner Worte mit. In diesem Jahr ist der Uhrmacher 65 geworden. In den Kreisen von Verehrern der mechanischen Uhr genießt er Kultstatus.

„Der Mann ist eine Legende“, hat uns der Instrumentenbauer Jeanmichel Capt auf dem Weg in Dufours Atelier gesagt. Wir möchten hören, wie ein Resonanzkörper aus 350 Jahre altem Fichtenholz wirkt, den Capt entwickelt hat, um die kaum ver-

nehmbaren Glockenschläge von Armbanduhren in klingende Töne zu verwandeln.

„Horlogerie compliquée“ steht an der Tür, komplizierte Uhrmacherei. Dufours Kunden sind Menschen, die Handwerk vom Feinsten erkennen und beurteilen können, die ein Unikat begehren und in der Lage sind, einen gewaltigen Preis dafür zu bezahlen. Es schmerzt sie, wenn Dufour bedauert und erklärt, er sei auf Jahre ausgebucht – und sich wiederholt und entschuldigt, wenn sie ihn am Telefon, als hätten sie seine Antwort nicht verstanden, fragen, auf welches Konto sie das Geld überweisen dürften. Am Ende bleibt ihnen nichts, als die vergebliche Mühe mit Fassung zu tragen, zu warten und zu hoffen.



Philippe Dufour arbeitet allein, er genießt Kultstatus. Seine mechanischen Uhren sind unter Liebhabern äußerst begehrt

Dufour arbeitet allein. Er hat nie für seine Uhren geworben. Die Website unter seinem Namen hat ein Fan eingerichtet, ein französischer Physiker und Besitzer einer „Simplicity“, der einfachsten und letzten von Dufours wenigen Kreationen, frei von jeglicher Komplikation, aber ein Einzelstück wie jede Uhr, die Dufour fertigt.

„Heute braucht kein Mensch eine Uhr, um die Zeit zu lesen“, sagt der Meister. „Aber sie ist der einzige Schmuck, den ein Mann tragen kann.“ Und so ist die mechanische Uhr, diese anachronistische Reminiszenz an den Drang, die Zeit in verlässliche Strukturen zu zwingen, genau das geworden: ein exquisites Bijou. Je spektakulärer der Aufwand, desto begehrt das Resultat, je nutzloser die Komplikationen, desto teurer das Objekt. Ein Paradox.

„Complications“ heißen die zusätzlichen Funktionen in den Uhren, astronomische und andere spezielle Funktionen, beispielsweise Klänge. Für solche Uhren ist das Vallée de Joux berühmt geworden. In diesem Hochtal im Waadtländer Jura an der Grenze zu Frankreich heißen die bekanntesten Adressen Audemars Piguet, Jaeger-LeCoultre, Vacheron Constantin, Breguet, Blancpain, Patek Philippe. Und eben Philippe Dufour, der Solist. Ihn kennen alle im Tal, er hat 1978 verwirklicht, was die meisten anderen Uhrmacher nie gewagt hätten: die Selbstständigkeit, ausgerechnet zu jener Zeit, als das traditionelle Schweizer Uhrengewerbe die „Quarzkrise“ durchlitt. Der Erfolg der billigen Zeitmesser aus Japan ließ die Preise purzeln; die mechanischen Uhren waren

zu teuer und galten als unzeitgemäß. Von 90 000 Arbeitsplätzen vernichtete die Krise 60 000. Seither aber geht es nur noch aufwärts, „in der Schweiz verdient man Jahr für Jahr mehr Geld für immer weniger Uhren“, sagt Dufour.

ANACHRONISMUS UND PARADOX prägen das Vallée de Joux, einen Lebensraum der Extreme, bloß 45 Minuten von Genf und Lausanne entfernt. Das Tal erstreckt sich abseits der bedeutenden Handelswege auf über 1000 Meter Höhe von Südwest nach Nordost, von Les Rousses in Frankreich über die Grenze nach Le Brassus bis Le Pont, wo die Orbe im karstigen Kalkfelsen verschwindet und erst kurz vor Vallorbe wieder auftaucht. Das Längstal bilden zwei gewaltige, schrundige Bergrü-

Wie viel Werkzeug braucht ein Uhrmacher? Philippe Dufour hat es nie gezählt. Um die 1000 größere bis winzige Instrumente dürften es wohl sein. Oder mehr





cken mit vielen *combes*, Schluchten, die den Combiers, den Talbewohnern, den Namen gaben. Nach dem Ende der Eiszeit blieben hier in Mulden mit Mergelböden abgebrochene Gletscherreste hängen und schmolzen zu Seen; der längste ist der Lac de Joux. Der Boden ist karg wie meistens im Hochjura, der Sommer kurz und der Winter lang. Der Schnee liegt hoch und oft länger als ein halbes Jahr. Die Familien hier schlugen sich mit Vieh- und Milchwirtschaft durchs Leben – aber auch da nicht mit halben Sachen, sondern sie schufen einen ruhmvollen Käse, den Vacherin Mont d’Or. „Direkte und indirekte Exporte aus dem Vallée de Joux belaufen sich auf mehr als eine Milliarde Franken im Jahr, rund

zehn Prozent der Exporteinnahmen des Kantons Waadt“, verkündet stolz die „Association pour le développement des activités économiques de la Vallée de Joux“, die lokale Wirtschaftsförderung. Eine reife Leistung in einem Tal, in dem sich auch tagsüber nur 12 000 Menschen aufhalten, die eine Hälfte Einheimische, die andere Grenzgänger aus Frankreich, die in den Manufakturen ihr Geld verdienen.

DIE ERSTEN KIRCHTURMUHREN wurden hier im 16. Jahrhundert gebaut; damals wanderten außerdem Hugenotten wie die Familie LeCoultre ein, sie kamen mit Know-how. Aus den weiten Wäldern gewann man Holzkohle und damit Eisen.

Später sägten die Bewohner Eis aus dem See und verkauften die Blöcke bis nach Paris, wo das gefrorene, kalkhaltige Jurawasser im Hotel Ritz die Vorratskammern kühlte und die Drinks verdünnte. Dafür wurde 1886, früh für eine so abgelegene Gegend, auf Betreiben der „Compagnie des glaciers des lacs de Joux et Brenet“ eine Eisenbahnlinie von Vallorbe nach Le Pont gebaut und 1899 nach Le Brassus verlängert. Trotzdem zwang das Leben in der winterlichen Isolation die Combiers, weiterhin handwerkliches Geschick in Nebenverdienste zu investieren. Nach den Turmuhren folgten die Taschenuhren, die anfänglich in Form von Basiswerken für Uhrmacher in den Städten hergestellt wur-

Jeanmichel Capt installiert auf der Rückseite eines Soundboard die Verbindung zur Klangquelle





Seit seiner Kindheit lebt Lorenzo Pellegrini in Symbiose mit dem Wald. Im Risoud hält er nach Klangfichten Ausschau. Sie werden für den Bau von Gitarren und Tonverstärkern benötigt

den, bis die Combiers auch die finalen Feinarbeiten beherrschten; schon 1756 hatten sie vom Berner Landvogt in Romainmôtier das „Meisterrecht“, die Bewilligung erhalten, Uhrmacher auszubilden.

„Ich habe nichts erfunden“, sagt Philippe Dufour, „ich lasse mich von dem inspirieren, was im Vallée de Joux schon immer gemacht wurde.“ Das mag für die „Simplicity“ stimmen, wirkt aber als entspanntes Understatement im Falle der „Grande et Petite Sonnerie Répétition Minutes“, die Dufour zuerst als Taschenuhr und später, nach mehr als 2000 Arbeitsstunden in zweieinhalb Jahren, als Armbanduhr baute. 1992 präsentierte er die Minutenrepetition mit Großem und Kleinem Schlagwerk an der Basler Uhrenmesse. „Eine uhrmacherische Sensation“,

Dufours Minutenrepetition mit Großem und Kleinem Schlagwerk war 1992 eine Sensation

schrrieb die Fachzeitschrift „Uhren-Magazin“, denn hier fügten sich „die 420 von Hand gefertigten Einzelteile des komplizierten Kalibers in einen Mikrokosmos von gerade mal 30 Millimeter Durchmesser zusammen – und ein technisches Novum, denn es ist noch keinem Uhrmacher vor Dufour gelungen, diese beiden Großen Komplikationen im schmal bemessenen Gehäuse einer Armbanduhr zu vereinen“. Dufour erdachte und produzierte

alles selbst, zeichnete, schnitt, drehte, feilte und polierte Zähnchen, Rädchen, Federchen, Kloben und Brücken.

WIE FÜRZEITEN GESCHAFFEN, als weder elektrisches Licht noch Leuchtfarbe das Dunkel der Nacht durchdrangen, teilt dieses komplexe Kunstwerk die Stunden und ihre Viertel, später auch die Minuten dank eines hübschen, höchst filigranen Klangspiels akustisch mit. Winzige Hämmerchen wurden eingebaut, die rhythmisch auf flaches, tönendes Metall schlagen.

Dufour nimmt eine Taschenuhr von 1890 zur Hand, zieht sie auf, stellt die Zeiger und erklärt, was kommen wird: „Dong für die Stunden, Ding-Dong für die Viertelstunden, Ding-Ding für die Minuten.“

A man wearing a dark hat, a dark jacket, and an orange safety vest is shown in profile, touching the rough bark of a large, ancient tree trunk. The tree trunk is the central focus, showing its textured, greyish-brown bark. The background is a dense forest with green foliage and sunlight filtering through the leaves. The overall scene conveys a sense of connection with nature and expertise in forestry.

Lorenzo Pellegrini kann mit beeindruckender Sicherheit eine 350 Jahre alte Rottanne erkennen. Er prüft Wuchs und Zustand des Baums und versucht zu fühlen, ob sich das Holz als Resonanzkörper eignet



Das alte Fichtenholz, geformt zu einem Resonanzkörper, verstärkt den kaum hörbaren Klang der Stunden- und Minutenschläge einer Armbanduhr



Genau so klingt es, gut hörbar. Bei der Armbanduhr indessen muss man die Uhr schon ans Ohr drücken, um einen Hauch der Schläge zu erlauschen.

Wozu dann das Ganze, wenn man es nicht mehr hören kann? Immerhin kostet eine „Grande et Petite Sonnerie Répétition Minutes“ von Dufour im Laden nahezu 900 000 Franken. Jeanmichel Capt kommt ins Spiel. Der gelernte Lehrer, wie Dufour ein Combier, hat den sicheren Job in der Kantonshauptstadt Lausanne schon vor Jahren aufgegeben und ist ins Vallée de Joux zurückgekehrt, um Gitarren zu bauen. Mehr als 200 bis jetzt, „viel Erfolg, aber kein Geld“, sagt er, denn Konkurrenzprodukte aus China und Korea kosteten zehnmal weniger. Capt sah sich gezwungen, neue Ideen zu entwickeln und eine Exklusivität des Tals zu nutzen: 350 Jahre altes Fichtenholz aus dem „Forêt du Grand Risoud“, dem größten zusammenhängenden Wald der Schweiz.

Aus diesem Holz hat Capt schon die Resonanzdecke seiner Gitarren geschnitten, er hat es zu Soundboards verarbeitet, zu flachen, gewölbten Lautsprechern, die einen körperweichen, vollen Ton aussenden. Mit Gitarren und Soundboards haben er und seine Geschäftspartnerin Céline Renaud die Firma jmc lutherie gegründet und ein Renommee aufgebaut, das ihnen 22 Showrooms in aller Welt eingebracht hat. Und aus einer Weiterentwicklung des Soundboard-Konzepts sind die „Supports de résonance“ entstanden, Klangverstärker für Armbanduhr. Ideal als *gadget*, das die Manufakturen ihren exklusiven Uhren beistellen können.

DAS ERSTE MODELL war ein gut 30 Zentimeter langes Klavier mit einem Loch im Resonanzkörper, in das eine runde Plattform wie ein Helikopterlandeplatz in miniature ragt. Legt man die Uhr auf diese Fläche und erklingen die Schläge, verstärkt der Flügel die Töne. Audemars Piguet ließ

Unter 10 000 Fichten findet sich eine, die man brauchen kann

800 Stück fabrizieren. Ein anderes Modell stellt den Arm dar, den Träger der Armbanduhr: Ein Hohlkörper öffnet sich von der Spitze her wie ein Kegel, er ragt, befestigt an einem Ständer, der den Klang nicht stört oder gar tötet, vertikal in die Luft; um die Schläge der Uhr hören zu können, streift man sie über den Hohlkörper, bis sie gut sitzt. Mittlerweile hat Capt für ein Dutzend Topmarken jeweils andere Modelle kreiert. Er bezeichnet die Werke als „Instrumente des 21. Jahrhunderts“.

Bei Philippe Dufour will er uns zeigen, wie es funktioniert – solche Uhren sind nicht einfach so zu finden, auszuleihen, auch nicht bei den bekannten Manufakturen. Sie kosten ein Vermögen und sind meistens vor ihrer Fertigstellung verkauft. Das mitgebrachte Demonstrationsmodell hat eine rechteckige, längliche Form wie eine Bircherraffel; die Öffnung im Resonanzkörper besteht aus eingeschnittenen, wellenförmig geformten Holzstreifen. Dufour legt die Taschenuhr des Jahrgangs 1890 unter den längsten Streifen, der die Uhr sacht auf das Holz klemmt. Die Schläge ertönen nicht so wuchtig wie von einem Kirchturm, aber in vergleichbarer Ruhe: schön rund und voll und majestätisch.

„Unter 10 000 Fichten findet sich eine, die man brauchen kann“, sagt Capt. Sie müsse perfekt sein, ganz gerade wachsen, die ersten Äste erst ab etwa zehn Meter Höhe, kein Blitzschlag, keine Tiere wie Insekten und Spechte, kein Pilzbefall. Und sie muss mindestens 350 Jahre alt, das Holz kompakt und so langsam gewachsen sein, dass die zwölf Monate zwischen den Ringen kaum mehr zu erkennen sind. Die Tanne darf nur während der richtigen Mondphase gefällt werden und



Blick über L'Orient. Forst-, Landwirtschaft und Feinmechanik prägen das Vallée de Joux

wenn sich die Säfte möglichst weit nach unten zurückgezogen haben. Solche Bäume wachsen in wenigen Schweizer Wäldern, im Bündnerland, im Wallis, im Pays d'Enhaut, im Jura. „Die besten stehen bei uns, im Grand Risoud“, sagt Capt ohne den Hauch eines Zweifels. Zu dieser Überzeugung hat ihn die Erfahrung geführt. Wie aber sieht man einem Baum das Alter an, die Tonqualität seines Holzes, den sauberen Wuchs? Wir machen uns auf, den Magier zu treffen.

„Attendez!“, sagt Dufour noch, „voyez!“. Er nimmt ein Buch zur Hand, blättert von hinten nach vorn, zeigt eine Doppelseite: Auf der rechten die Herstellungsschritte einer mechanischen Uhr, auf der linken die einer Quarzuhr, sauber und klar gezeichnet im Stil eines Comic, in den Sprechblasen japanische Schriftzeichen. Dann streift er weiter durchs Papier, bis gegen Schluss des Buches ein „Rundauge“, ein Mann mit Schnurrbart, eine tragende Rolle zu spielen beginnt. Ist es er? „Mais oui.“ Dufour lächelt. „Damals trug ich noch keinen Kinnbart wie heute.“ Wir sind verblüfft. Welcher Schweizer hat es je in ein japanisches Schulbuch geschafft? Henry Dunant vielleicht? Roger Federer?

In Le Brassus wartet ein alter Mann vor Capt's Atelier. Er steht gebückt wie ein aufgeklapptes Messer, der Rücken bildet fast einen rechten Winkel zu den Beinen. Es ist Lorenzo Pellegrini, genannt der Baumpflücker. Geboren vor 84 Jahren im Dorf Brembilla, aufgewachsen mit neun Geschwistern in den Bergamasker Alpen, lebt er seit der Kindheit in Symbiose mit dem Wald. Pellegrini hat schon als Bub Holz gesammelt, daraus Schuhe geschnitten, in der Wildnis gehaust. Sein Schulzimmer war der Wald. Als Erwachsener pflegte er den Forst, baute seine Hütte, stellte Werkzeug her, hackte Brennholz, schichtete Kohlemeiler. Wölfe gab es da noch. „Ich habe sie mit Polenta gefüttert“, erzählt er in schwer verständlichem Französisch. Via Abruzzen und Vogesen kam er in den 1950er Jahren ins Vallée de Joux, wo er seither als Forstwart im Grand Risoud sein Glück gefunden hat. „Einen Wald wie den Risoud hatte ich noch nie gesehen“, sagt Pellegrini.

WIR FAHREN NORDWÄRTS in eine schwarzgrüne Urlandschaft hinein, einen Wald, dessen dünne Humusschicht die Bäume äußerst langsam gedeihen lässt. Pellegrini schreitet voran, der Rücken

längst nicht mehr so gekrümmt wie noch im Dorf, als ob ihn die Baumgeister aufrichten möchten. Wir verlassen die Waldstraße und gehen durchs lichte Unterholz auf einen Baum zu, der schon von Weitem wie ein Musterschüler wirkt. „Exzellent“, sagt Pellegrini, „aber 100 Jahre zu jung.“ Wir streifen weiter durchs Gehölz, stolpern und knicken manchmal ein in eines der zahlreichen, vom Wasser ausgewaschenen Kalklöcher und stoppen bereits wieder vor einer Fichte, die so gerade dasteht, als diene sie als Himmelsleiter.

Pellegrini schaut sich den riesigen Baum von allen Seiten an, dann krallt er sich an den Stamm, umfasst ihn, so weit seine Arme reichen, hält ihn mit seinen mächtigen Pranken fest, stellt sich auf die Fußspitze, presst das Kinn an die Rinde und blickt nach oben. Es ist ruhig. Pellegrini hält das Ohr an den Stamm. „Wenn die Säfte strömen, höre ich das.“ Wirklich? „Sie machen Lärm.“

„Die Form des Baums ist wie ein Hochzeitskleid“, flüstert der Baumpflücker, „c'est un sacre arbre“, ein Wahnsinnsbaum, und lässt ab von der königlichen Fichte. Wir sind etwas verwirrt, doch wer ist das nicht in Gegenwart dieses Mannes, der von sich sagt, er leiste *jardinage* im Wald, Gärtnerarbeit. Tatsächlich säubert er zwischen den Hoffnungsträgern der Art *Picea abies* den Boden, kappt Jungwuchs und entfernt Energiefresser und Nahrungskonkurrenten. Ohne menschliche Pflege gäbe es die Klangfichten gar nicht. Der Grand Risoud diene einst als Bollwerk gegen die Burgunder, die Berner Obrigkeit achtete auf die Bäume und bestrafte illegalen Holzeinschlag. Längst gehört der Risoud dem Kanton Waadt, der Pellegrini ein Leben lang beschäftigt hat und weiter gewähren lässt. „Er sucht nicht den Ton, sondern den perfekten Baum“, erklärt Capt. „Und er holt das Licht in den Wald.“///

www.jmclutherie.com
www.philippedufour.com
www.valleedejoux.ch